

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Wer die Geister beherrscht, ist der wahre Regent.
Alle anderen Gebietenden haben nur die Gewalt des
bewaffneten Räubers — augenblickliche Uebermacht
ohne Bürgschaft des Rechtes und der Dauer.

Max Bernstein.

Jugend . . .

Von Salamon Dembizer.

Es fror nicht mehr und es war eine helle Winternacht. Hätte nicht Schnee auf den Dächern und Feldern gelegen, so hätte man denken können, daß es eine von jenen Sommernächten wäre, wie sie in den nördlichen Ländern vorkommen. Der Mond stand hoch am Himmel, ernst, klar und rein, und es war so hell, daß man Geld zählen konnte . . . Die meisten Menschen schliefen bereits. Eine wohltuende Stille lag über dem Städtchen; nur die Kinder waren noch zusammen auf der „Eisbahn“, von wo aus ab und zu ein fröhliches Rufen und Gelächter erklang, das die Stille unterbrach. Manchmal kam ein Schlitten vorbei, und seine Glöckchen läuteten so laut, daß der Mond droben ein wenig erschrak und sich hinter einer Wolke verbarg . . .

Ich ging mit ihr durch das Gäßchen, das zu der Eisbahn führte, wo wir noch andere Bekannte treffen sollten. Während wir gingen, sah ich sie von der Seite an: das kindliche siebzehnjährige Gesicht mit dem zarten Profil, umrahmt von feinen, kleinen Locken. Sie hielt in einer Hand einen Muff und in der andern ein Paar neue Schlittschuhe.

Sie ging so leicht, als ob sie tanzte, und ich trank den Glanz ihrer schmalen, schlanken Gestalt, und ich fühlte ihren leichten Atem. Mein Herz war noch ganz berauscht, denn in der Luft zitterten noch die Worte, die sie soeben gesprochen hatte . . .

„Mutter fand es nicht einmal richtig, daß ich ausging . . . Aber ich konnte es einfach zu Hause nicht mehr länger aushalten . . . Du, hör mal! Wenn wir unsere Hochzeitsreise machen, dann fahren wir doch nach Italien, nicht wahr? Dort sind ja alle Winternächte so hell und wir können unsere Schlittschuhe mitnehmen . . .“

Im ganzen Städtchen wußte man von unserer „Liebe“, und meine Freunde neckten mich immer mit ihr. Einer von ihnen, Dollak, der Sohn des Apothekers, konnte ganz und gar nicht begreifen, was ich an diesem einfachen Mädchen fand. Einmal fragte er sogar, ob ich nicht ihren krummen Rücken gesehen hätte . . .

Mein Freund, der Sohn des Apothekers, war ein großer Idiot. . . . Das war er wirklich . . . Denn er machte der zwanzigjährigen Tochter eines Gutsbesizers den Hof, einem kleinen, dummen Mädchen mit einem Paar Katzenaugen. Ich konnte nicht begreifen, daß er ihren plumphen Gang nicht sah . . .

Natürlich brachte ich „ihr“ Bücher und Blumen; natürlich erzählte ich „ihr“ von unserer großen Zukunft. Oh, wir haben Gelacht und gesungen, und der Mond hat sich sehr oft über unsere Ausgelassenheit gewundert . . . Aber „der Mond ist dumm“, hat einmal ein großer Dichter gesagt, und wir wußten, daß er nichts von unserem jungen Glück begriff, wie ernst er auch schauen mochte . . .

Und ich lachte den Mond aus, und mein Mädchen lachte mit und küßte mich . . . Sie lachte und küßte mich. Sie lachte und küßte mich. Oh . . .

Und diese Nacht gingen wir zum letzten Male zur Eisbahn, denn es war die letzte Nacht, die ich im Städtchen verbrachte. Am folgenden Tage nämlich mußte ich auf Reisen gehen — ins Ausland . . . Ja, wir hatten beschlossen, daß ich kein Durchschnittsmensch werden sollte . . ., auf keinen Fall ein Durchschnittsmensch . . . „Ich werde

sicher einmal Bücher schreiben; sicherlich,“ schwor ich, ganz sicher . . . Und ihre Mutter wird mit allem einverstanden sein . . . Ja, sie wird sogar sagen, daß es ein Glück sei. Und über meine Geliebte selbst werde ich auch ein Buch schreiben . . . Ein großes, dickes Buch! Und Tausende sollen es lesen . . . Und nach zwei Jahren werden wir nach Italien auf die Hochzeitsreise gehen, denn dort sind die Winternächte so hell, und sie kann die Schlittschuhe mitnehmen.

Ich habe Wort gehalten, wirklich, ich habe Wort gehalten. Unterhalb Jahre später, als ich in mein Heimatstädtchen zurückkam, hatte mein Name bereits einen guten Klang. Allerdings, Bücher hatte ich noch nicht geschrieben, aber eine Zeitschrift brachte bereits zwei Gedichte von mir . . . Ja . . . In dem Städtchen hatten es die Mädchen selbst gelesen. Ob sie es wohl auch gelesen hat? Das konnte ich leider nicht erfahren, denn man erzählte mir gleich, daß sie mit dem Apothekerssohn Dollak ging . . . dem Idioten . . . Ich begegnete ihnen kurz darauf. Ich tat, als ob ich sie nicht sähe und — sah doch deutlich, daß sie in der Tat einen krummen Rücken hatte. . . . Wirklich . . . Und sie ist überhaupt gar nicht schön . . . Absolut nicht . . . Wie hatte ich denn eigentlich in dieses Mädchen verliebt sein können? He? . . . Es wunderte mich, daß der Sohn des Apothekers nicht sah, daß sie einen krummen Rücken hatte . . . „So ein Idiot,“ dachte ich . . . Nein, eigentlich ist er überhaupt gar kein Idiot. Er ist ein ganz kluger Kerl . . . Er wird wohl bald Student sein; er kleidet sich auch so fein . . . Aber sie hat doch einen krummen Rücken! . . . Nein, das ist auch nicht wahr! Sie hat ganz und gar keinen krummen Rücken . . . Ganz und gar nicht . . . Ja, sie ist eigentlich noch schöner geworden. Das Profil und ihre Haare machen sie noch feiner und edler . . . Großer Gott, habe ich etwa geweint? . . . Ja, sicher habe ich geweint . . . Aber doch nicht um ihre Willen. . . . Sie habe ich doch niemals geliebt . . . niemals! . . . Mag sie nur mit dem Apothekerssohn laufen, diesem Idioten! Nein, ein Idiot ist er doch wohl nicht; aber ich bin überzeugt, daß er nicht so klug und intelligent ist wie ich . . . Davon bin ich wirklich fest überzeugt. . . . Und kein einziges Gedicht hat er noch geschrieben. . . . Nein, kein einziges . . . „Mag sie nur mit ihm gehen,“ dachte ich. Mag sie nur gehen . . . Was geht das mich an? Ich weinte nur, weil . . . Ja, weil . . . Ich kann doch niemals mehr nach Italien auf die Hochzeitsreise mit ihr gehen und ihre Schlittschuhe mitnehmen, und dort sind doch immer die Winternächte so hell, so seltsam hell . . .

In Berlin N.

In Berlin N.,

vor der Nazarethkirche,

sitzt der liebe Gott und bettelt.

Scheu, im Halbkreis, begucken ihn sich die Kinder.

Seine Augen schwimmen,

die Haare sind Bindfäden,

sein ganzes Gesicht ist wie von Vitriol zerfressen.

Er hat keinen einzigen Zahn mehr!

Ich denke an unsere schöne Zeit am See Genesareth
und werse ihm in den seitigen Hut meinen letzten Groschen.

Er dankt mir mit Tränen.

Dann hängt er sich zitternd in seine Krücken,
drückt gegen das rechte Nasloch den Daumen, schneuzt sich
und humpelt durch blühenden Flieder und Goldregen,
verfolgt von den Kindern,
— dem kleinsten schleift noch die Puppe nach —
schräg über den Damm hinter den Droschkenstand,
in die nächste Defille.

Das mittelalterliche Berlin.

Von Dr. Hermann Hieber.

Berlin gilt als eine durchaus moderne Stadt. Es hat sich so unsinnig schnell entwickelt in den letzten fünfzig, sechzig Jahren, daß sein eigentlicher Kern, der begrenzt wird durch den Mollenmarkt, Neuköllnischen Fischmarkt und Neuen Markt, innerhalb der Viermillionenstadt von Groß-Berlin fast zu einem Nichts zusammenschrumpft. Besonders der unauffällige „Zug nach dem Westen“ hat den Schwerpunkt aus dem Zentrum, selbst von der Friedrich- und Leipziger Straße, nach der Tauenzienstraße und dem Kurfürstendamm hin verschoben. Vor zwei Generationen aber, um 1860, spielte die Königstraße noch die Rolle der Leipziger; am Ende der neunziger Jahre hörte das offizielle Berlin ungefähr an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche auf.

Kein Wunder also, daß der Berliner von dem Kern der heutigen Metropole so wenig mehr weiß. Und doch verlohnt sich eine Wanderung durch diese ältesten Stadtteile. Die Anfänge der Stadtgeschichte werden lebendig, manche Züge, die für den Berliner charakteristisch geworden sind, entdeckt der aufmerksame Beobachter als bereits Jahrhunderte alt. Hart daneben allerhand Romantisches, ganz und gar Unberlinisches.

Wie merkwürdig nimmt sich nicht an einem ganz unauffälligen Geschäftshaus des Mollenmarkts, am Zugang zu der verstedten Pfarrkirche von St. Nikolai, die „Große Rippe“ aus, über einem Schulterblatt ein dünner, krummer Knochen von riesiger Länge, die die Legende einem Riesen der Vorzeit andichtet, der in den Müggelbergen hauste, und vom Bräutigam des von ihm umworbenen Fischer Mädchens erschlagen worden sein soll — ein Kerl, so ungeschlacht, daß sein Leichnam für das Begräbnis gerstückelt werden mußte.

Und dann wieder die Eigentümlichkeit, die bis auf den heutigen Tag der Stadt Berlin zu ihrem Fluch geblieben ist: daß sie nie ganz einheitlich organisiert war. Die Spree spaltete die Städtegründung des 13. Jahrhunderts, das Urberlin, in ein mehr wendisch besiedeltes Fischerdorf Kölln und eine überwiegend deutsche Gewerbe- und Handelsstadt, die schon durch ihre Lage gegen das wenig ausdehnungsfähige, weil stark morastige Kölln bevorzugt war, eben Berlin. Vorübergehend kam eine Einigung von beiden zustande, aber die Kurfürsten, die die Stadt wesentlich erweiterten und den Friedrichswerder, die Dorotheen- und Friedrichstadt gründeten, im 17. Jahrhundert, zerstörten die Einheit wieder, indem sie durch eigene Rathäuser, Kirchen und Marktplätze jedem dieser Stadtteile Selbständigkeit verliehen.

Zwar machten die Bürger reiche Stiftungen für ihre Pfarrkirchen von St. Nikolai und St. Marien, denen sich das Graue oder Franziskanerkloster zugesellte, die schönste gotische Kirche Berlins, und für das Gotteshaus in Kölln, St. Petri, aber die Berliner waren schon damals, im 13. und 14. Jahrhundert, keine harmlos-frommen Schäfchen, sondern bisweilen recht spottfüchtige Kritiker und selbst zu Gewalttaten geneigt. Das Bohnhaus des Propstes von St. Petri taufen sie das „Galgenhaus“; vor der Marienkirche steht ein unscheinbares Granitkreuz, das eine bedeutungsvolle Geschichte erzählt. Im Jahre 1355 für die Ermordung des Propstes Nikolaus von Bernau errichtet, bildete es den Abschluß einer zweiunddreißig Jahre währenden Kirchenbuße, die über die Berliner Bürgerschaft vom Papst verhängt wurde. Besagter Kirchenmann hatte sich, wie das noch heute gesehen soll, in die weltlichen Händel eingelassen und die Bürger durch eifriges, wohl nicht ganz uninteressiertes Zureden an den nach den Reichstümern der jungen Handelsstadt lusternen Herzog Rudolf von Sachsen auslefern wollen. Ein anderes Denkmal für das kritische Denken der Bürgerschaft am Ausgang des Mittelalters ist der Totentanz in der Vorhalle der Marienkirche, zwischen 1460 und 1470 entstanden, wohl unter dem Eindruck des „Schwarzen Todes“, der Pest von 1450. Ein sozialer Gedanke liegt diesen Totentänzen zugrunde: alle Stände, die vornehmsten wie die geringsten, sind dem Tode verfallen, Kaiser und Papst werden dem Bettler und Bauern gleich. In Paris, in Basel und Lübeck entstanden, mit Vorliebe auf Friedhofsmauern oder an Kirchen, die in der Regel von Gottesäckern umgeben waren, diese langen, gemalten Behergedichte. Das in Berlin wird durch niederdeutsche Verse erläutert, die aber nur noch teilweise lesbar sind. Es ist anzunehmen, daß als Vorbilder wirkliche Tanzvorführungen gedient haben, die in Kirchen oder auf Kirchhöfen stattfanden. Bemerkenswert ist übrigens auch, daß an Beichtstühlen und dem Chorgestühl, also den Sigen für die höhere Geistlichkeit, im 14. und 15. Jahrhundert massenhaft Spottbilder auf die Unbildung, Böserei und Unzucht des Kloster- und Weltklerus erscheinen, selbst grob unsittliche Darstellungen finden sich darunter, die der Staatsanwalt von heute gewiß nicht ungestraft durchgehen lassen würde.

Ganz nahe bei St. Nikolai ist die Kalandsgasse. Die Bezeichnung findet sich auch in anderen märkischen Städten, z. B. in Bernau. Auch sie erinnert an eine soziale Einrichtung des Mittelalters, an die Laienbruderschaften, die sich zu frommen Wirken, als zur Krankenpflege, Bestattung der Toten, Armenfürsorge zusammenschlossen. In Italien und Spanien, wo diese bürgerlichen Organisationen in einer Art von Wettbewerb mit den Mönchsorden, die anfangen, unpopulär zu werden, zuerst auftraten, kann man noch heute ihre Mitglieder, in schwarze oder weiße Kapuzen verhüllt, beim Abholen Kranker, des Abends im Fackelschein, beobachten, schauerlich wie Gespenster anzusehen — doch war diese Verhüllung ursprünglich nur eine Schutzmaßnahme gegen Pestankunft (alles Erinnerungen an den „Schwarzen Tod“, die Heimsuchung von ganz Europa im 14. und 15. Jahrhundert). In Norddeutschland nannten sich diese Laienbruderschaften, die sich in ehelosem Leben mit entschieden kommunistischem Anstrich eng zusammenschlossen, Kalandsbrüder. Ihr Programm war äußerst löblich — schade, daß sie nicht die Energie hatten, es auf die Länge durchzuführen. Aber bald verfielen sie in wüste Schlemmerei, tobten und saßen die ganzen Nächte hindurch und machten der Nachbarschaft ihres Ordenshauses viel Verdruß. Im Jahre 1540 mußte die Bruderschaft, weil allzu anstößig, aufgehoben werden.

Die Wohlfahrtsrichtungen suchte man den geistlichen Orden möglichst zu entziehen. So unterhielten die Städte Berlin und Kölln drei Spitäler vor den Toren zur Verpflegung bedürftiger Fremdlinge und zur Beobachtung Sündenverdächtiger (also eine Art Quarantänestation). Das St. Georgs-Hospital in der Gegend es heutigen Alexanderplatzes, das völlig verschwunden ist, das Gertraudenspital, an das der Name „Spittelmarkt“ erinnert — seine Kapelle wurde vor ein paar Jahrzehnten, weil völlig baufällig geworden, abgerissen — und das einzige, von dem ein Kirchlein stehen geblieben ist, das Heiliggeistspital. Die reizend gegliederte gotische Backsteinkapelle ist, mit wenig Glück allerdings, in den Neubau der Handelshochschule einbezogen worden und sieht als ein Fremdkörper in ihr.

Eine bedeutende Rolle scheinen die beiden Mönchsorden der Franziskaner und Dominikaner in Berlin nie gespielt zu haben. Das Dominikanerkloster in Kölln wurde abgerissen, seine Kirche, ein großer, stattlicher Bau mit vier Türmen, in die Schloßkirche der protestantischen Kurfürsten von Brandenburg umgewandelt, im 17. Jahrhundert, als sie zum Calvinismus übertraten, ihrer reichen Kunstschätze beraubt und grau zugedünkt. Für Erhaltung alter Baudenkmäler hat man in Berlin von jeher wenig Sinn gehabt; der Turm der Marienkirche wurde wegen Baufälligkeit Ende des 18. Jahrhunderts abgetragen, und unter dem nämlichen Monarchen, dem man sonst so viel Kunstsinne nachrühmt, unter Friedrich II., war die Dominikanerkirche schon 1747 niedergerissen und durch einen recht unbedeutenden Kuppelbau ersetzt worden: die Domkirche, die ihrerseits dem Schandmal von Berlin, dem neuen Dom von Kaschdors, steingewordene wilhelminische Großmäuligkeit, hat weichen müssen. Die Hohenzollern haben sich, was Pietätlosigkeit betrifft, nicht viel vorzuwerfen: der friderizianische Dom war, an dem Wilhelminischen gemessen, immer noch eine höchst anständige Bauleistung.

Das Antlitz von Berlin, sowohl das politische als das künstlerische, bekam im späten Mittelalter, im Laufe des 15. Jahrhunderts, einen neuen Zug. Die Bürgerherrschaft nahm ein Ende, Berlin wurde Residenz. Die alten Markgrafen, die Ballenstedter, hatten sich mit einem Absteigequartier in der Klosterstraße, dem „Hohen Hause“, begnügt und meist in Langermünde Hof gehalten. Dieses Hohe Haus ist ein mächtiger, finsterner Kasten, im 18. Jahrhundert umgebaut, als Ritterakademie von König Friedrich I., als Wollmagazin von dem wesentlich praktischer veranlagten Friedrich Wilhelm I. eingerichtet; heute dient es als Archiv und Steueramt und macht einen ziemlich verwahrlosten Eindruck. Der zweite Kurfürst aus dem Hause Hohenzollern, Friedrich II., genannt „Eisenhahn“, der Todfeind der bürgerlichen Selbstherrlichkeit, gründete die Zwingburg an der Spree, aus der 250 Jahre später das heutige Schloß erwuchs, der Prachtbau Andreas Schlüters. Noch gibt der hochragende schwarze Turm an der Wasserfront, der „grüne Hut“, Zeugnis von dem Charakter dieses alten „Zwing-Berlin“. Mit souveräner Schamlosigkeit wurden die alten städtischen Privilegien in den Staub getreten, und Joachim II., der Vater der Reformation in Brandenburg, trieb es mit Steuererpressungen so weit, daß die Bürger von Berlin beschloßen, Haus und Herd dabeinzufassen und geschlossen auszuwandern. Es ist ein hübscher, symbolischer Zug, daß der Rest des ursprünglichen Berliner Rathauses, die offene Gerichtslaube — es durfte nur vor allem Volk Gericht gesprochen werden im mittelalterlichen Berlin — aus dem Herzen der Stadt entfernt und — im königlichen Schloßpark Babelsberg als Spielzeug wieder aufgestellt wurde. . .

Aus Heines Matratzengruft.

Im Verlag von Robert Lutz in Stuttgart ist soeben ein kleines Werk erschienen, das das Verdienst in Anspruch nehmen darf, wichtige Züge aus Heines letzten Lebensjahren der Vergessenheit entriszen zu haben. Der Herausgeber Webernecht hat die in Meißners Schriften zerstreuten Erinnerungen an den kranken Dichter, seine Frau und die bekannte „Mouche“, Heines Seelenfreundin, gesammelt und zu einem Werk zusammengestellt, das uns tiefe Einblicke in Heines inneres und äußeres Leben tun läßt. Die folgende Probe aus dem Buche schildert einen Besuch der Familie Arnault bei Heine. Da dieser die schöne Frau Arnault gern bei sich sah, mußte er auch den Mann, einen Zirkusunternehmer, mit in Kauf nehmen. Meißner schreibt: Herr Arnault ist eine jener Gestalten, denen man vorzüglich in den Foyers der Großen Oper und auf dem Turf der Wettrennpflege begegnet; ein schöner Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren mit bleichem, südlichem Gesichtsausdruck und pechwarzem Haar und Barbe. Seine Toilette ist überaus sorgfältig, seine Manieren sind brüsk, und wie wir sehen werden, von einer unangenehmen Familiarität. Er spielt mit einem kleinen Stöckchen, das einen schönen goldenen ziselirten Knopf hat, und ahnt eigentlich ebensowenig, wer der Mensch ist, bei dem er zu Besuche ist.

„Wie geht's Ihnen, Heine?“ fragte er, „wohl recht schlecht? Bei Gott, Sie sehen nicht viel besser aus als ein Toter. Mein Lebtag habe ich keinen Menschen gesehen, dem das Sterben so schwer gefallen wäre, wie Ihnen. Apropos: Mein Hippodrome**“ macht unglaubliche Geschäfte.“

Um Heines Mund spielte ein ingrimmiges Lächeln. Solch einen Menschen muß man ertragen, weil er der Mann seiner Frau ist. Doch noch eins! Der Mensch klopft fortwährend mit seinem Stöckchen auf der Bettdecke des Kranken herum. Was weiß auch so ein Gesunder davon, was Nerven sind!

Er bemerkt oder achtet den Eindruck nicht, welchen er erregt. „Ja, das Hippodrome,“ fährt er fort, „macht unglaubliche Geschäfte! In jedem Tag, an dem schönes Wetter ist, streichen wir mindestens zehntausend Franken ein. Nicht wahr, das läßt sich hören, lieber Heine? Ich will es meinen! Aber mein Gehirn bringt auch die unglaublichsien Sachen zutage, ich verwirkliche Tausend und eine Nacht, ich speise, sozusagen, die Pariser mit Wundern!“

„Sie haben doch gehört,“ fährt er fort, und sein Teufelsstöckchen klopft immer beängstigender an der Bettdecke des Kranken herum — „daß Poitevin, dieser verwegenste, größte, außerordentlichste aller Aeronauten, der alle früheren Luftschiffer aus dem Felde, ich will sagen, aus der Luft geschlagen hat, zu Pferde mit seinem Luftballon in die Höhe steigt? Nun, nächste Woche soll er auf einem Eisel fliegend in die Luft fahren! Ich nenne dies: Himmelfahrt à la Sancho Panza! — Sancho Panza ist eine Figur aus einem spanischen Roman. Eine köstliche Idee, nicht wahr? Und die Verfolgung der Rabynen durch französische Spahis? Auch diese Farce ist von meiner höchstigenen Erfindung, und ohne Renommée — ganz köstlich! Die Spahis sind Knaben, die auf kleinen Korsikanerpferden sitzen, die Rabynen, auf eben solchen Pferden, sind Affen. Jeder Affe ist als Rabyste angezogen, hat einen weißen Burnus an und eine Finte zur Seite. — Sie sollten sehen, lieber Heine, wie die weiße Kapuze zu den braunen Affengesichtern steht! Die Spahis verfolgen die Rabynen; sie erreichen sie und haufen mit ihren Säbeln ein, die Affen schreien, die kleinen Korsikanerpferde greifen aus — es ist die komischste Jagd, die Sie sehen können. . . . Nun, das ist etwas für die Kinder und Grisetten. Für die Männer gibt es andere Dinge! Da ist ein Wagen, von zwölf Schimmeln gezogen, darauf wohl an zwanzig Mädchen, alle schwebend in den verschiedensten und verwegensien Stellungen, in fleischfarbenen Trikots, nur auf das Oberkächlichste in Gaze drapiert — luftschwebende Bajadereu, die Beine nach oben gestreckt und nach allen Seiten hin! Wirkliche Houris! Es ist kaum zu glauben! Houris nämlich, lieber Heine, nennt man bei den Mohammedanern die Mädchen des Paradieses! Ja, was für Nymphen habe ich fürs Hippodrome erworben! Die schönsten Mädchen, die in Paris und in ganz Europa zu finden sind! Wie schade, Heine, daß Sie krank sind!“

Der Hohlkopf glaubt, durch diese Erzählungen Heine sehr gut zu unterhalten. Er ist kein Menschenkenner. Der Kranke hat sich während der langen Auseinandersetzung der Vergnügungen des Hippodrome unwillig auf seinem Bette herumgeworfen und laute von sich gegeben, die Herr Arnault für Ausrufe der Anerkennung und Bewunderung hält, die jedoch nichts anderes sind, als gute deutsche Kernflüche. Bei dem letzten Satz des Dandy, der mittlerweile sogar seinen Fuß auf den Rand des Bettes setzen wollte, richtet er sich auf, sieht mich an und sagt auf deutsch: „So ein durchwegs gesunder Mensch ist ein halbes Tier!“ —

„Sehen Sie,“ fährt Arnault fort, indem er sich endlich niederlegt, „eben trage ich in meinem Kopfe — hier“ — Herr Arnault zeigt mit dem Zeigefinger einer weißen eleganten Hand auf den „edlen Thron des Verstandes“ — „eine Idee, bei der ich vierzigtausend Franken entweder verliere oder gewinne! Ich nenne das Zeug (er artikuliert sehr deutlich): Ein Fest in Peking! — Peking, müssen Sie wissen, ist die Hauptstadt des chinesischen Reiches. Auf einer prächtigen Estrade, im Vordergrund eines Tempels, der mit den Standbildern von Götzen geziert ist — die Chinesen, müssen Sie wissen, glauben noch an Götzen —, sitzen die Mandarine im Kreise herum. Die Mandarine sind sozusagen die Senatoren, die Aristokraten des Landes —“

Der Direktor ist erst im Anfange seiner Erzählung begriffen, aber Heine, dessen Ungebuld sich bis zur Wut gesteigert hat, richtet sich ungewöhnlich rasch auf, blinzelt mich an und sagt auf Deutsch mit einer Stimme, in welcher sich Behmut und Ingrimms mischen: „Hören Sie dieses Tier, das mir erklärt, wo Peking liegt und was die Mandarinen sind — es verdient täglich zehntausend Franken! Fragen Sie doch einmal nach, was mir Campe für eine Aufzage des „Buches der Lieder“ zahlt?“

Und mit einem komischen „Du lieber Himmel!“ sinkt er wieder aufs Kissen. „Das weitere nach dem Essen, lieber Arnault,“ sagt er mit verzweifelter Miene, „der Braten wird nicht ehbar sein, wenn Sie mir noch vor Tisch Ihr ganzes Fest von Peking genau erklären wollen. . . .“ —

Die Ahnen des Kinos.

Das Kino kam jetzt das Jubiläum seines 25jährigen Geburtstages feiern, und in diesem Vierteljahrhundert hat es eine gewaltige Entwicklung genommen. Aber es trat nicht ganz unvorbereitet in die Erscheinung, sondern der kinematographische Apparat hat Vorläufer gehabt.

Das älteste Instrument, das uns, freilich in unvollkommener Weise, das Bild sich bewegender Figuren vor Augen zauberte, war das Lebensrad, das 1832 durch Plateau in Genf und unabhängig davon durch Stampfer in Wien erfunden wurde. Dieser Apparat besteht aus einer runden Pappscheibe, die nach dem Rande zu in gleichmäßigen Abständen schiffartige Öffnungen besitzt; darunter befinden sich Bilder ein und derselben Figur, die sie in verschiedenen aufeinanderfolgenden Momenten einer Bewegung darstellen. Die Scheibe ist um eine wagerechte Achse drehbar und wird mit der Bildseite gegen einen Spiegel gehalten. Versetzt man die Scheibe in schnelle Umdrehung und blickt durch die Schlitze gegen den Spiegel, so fallen die Bilder rasch nacheinander auf dieselbe Stelle der Netzhaut, verschmelzen ineinander und gewähren den Eindruck eines lebenden Bildes.

Während die Erfinder dieses Lebensrades noch nicht auf den Gedanken kamen, den Apparat mit einer Laterna magica zu verbinden, tat dies der Engländer Nippon 1843. Seine Idee scheint aber nicht verwirklicht worden zu sein, sondern das erste Projektionslebensrad wurde von dem österreichischen Offizier Franz von Uchatius 1845 hergestellt. Mit Hilfe dieser Vorrichtung brachte er das Messer- und Kugelwerfen der Chinesen zu lebendiger Anschauung. Da aber bei der Anwendung der Spaltscheibe niemals an die Darstellung großer Lichtbilder zu denken war, so verbesserte er den Apparat dahin, daß damit 2 bis 3½ Meter große Bilder erzielt werden konnten. Uchatius richtete auch seine Apparate, die zunächst nur 12 Objektivbilder haben konnten, für 100 Bilder ein, wodurch ein bewegliches Tableau mit einer Handlung von einer halben Minute dargestellt werden konnte. Diesen Originalapparat des Oesterreichers erwarb der Vortragskünstler Döbler für 100 Gulden und zog damit durch ganz Europa, so daß die Erfindung weit und breit bekannt wurde und andere Konstrukteure zur weiteren Veredlung anregte.

Der Amerikaner Brown, der für seine Projektionsvorrichtung 1869 ein Patent erhielt, nahm den bereits früher angegebenen Gedanken auf, die Bildscheibe sprunghaft fortzubewegen, um so jedes Bildchen im Augenblick der Beilechtung anzuhalten. Dazu kam dann später noch die Laterna magica und die Anwendung von Bildbändern, und unterdessen war auch das Hilfsmittel gefunden worden, das einen gänzlichen Umschwung herbeiführen sollte: der Zelluloidfilm. Während er zunächst nur dazu diente, längere Reihenaufnahmen herzustellen, verwendete ihn Edison Anfang der Vier Jahre in seinem Kinetoskop, der nicht zur Projektion, sondern nur zur Betrachtung der kleinen Bildchen diente. Aber Edison brachte das, was gerade für die Projektion lebender Lichtbilder nötig war: den positiven Bildfilm mit dem zweckmäßigen kleinen Bildmaß und einer praktisch durchgeführten Lochung. Nun waren alle Vorbedingungen für die Erfindung des Kinos gegeben, das dann zum erstenmal 1896 von den Gebrüder Lumière mit ihrem „Cinematographe“ verwirklicht wurde.

*) Die Matratzengruft. Erinnerungen an Heinrich Heine. Von Alfred Meißner. Gebunden 15.— M.

**) Zirkus am Eingang des Boulogner Wäldchens.

Neues zur Entstehung der Sprache. Die Frage nach der Entstehung der Sprache hat die Menschheit seit Herders kühnen Ideenflügen immer wieder beschäftigt, und die verschiedenartigsten Anschauungen sind darüber geäußert worden. Wie sich die Naturwissenschaft nach den neuesten Forschungen diesen Vorgang vorstellt, darüber berichtet H. Fehlinger in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“.

Nachdem der Vormensch durch die Erlangung des aufrechten Ganges zum Menschen geworden war, vergrößerte sich die Kluft zwischen diesem und dem Menschenaffen immer mehr, hauptsächlich durch die Erfindung des Feuermachens, die dem Menschen die Ausbreitung über die ganze Erde ermöglichte. Diese weittragende Erfindung war zweifellos Zufallsfache; kein denkendes Urzeitgenie hat dem Stein oder Holz den promethäischen Funken entlockt, sondern man kam darauf bei der Bearbeitung des Holzes oder beim Schlagen der Feuersteinwerkzeuge. Ein wirkliches Gemeinschaftsleben zwischen diesen ersten Menschen war aber nur möglich, wenn eine artikulierte Sprache ausgebildet wurde.

Nun ist nach dem anatomischen Befund der Kehlkopf der Säugetiere ebenso wie zu einer komplizierten Lautgebung fähig wie der menschliche Kehlkopf. Doch die stete und ausschließliche Inanspruchnahme der Mundwerkzeuge durch die Nahrungsaufnahme führte dazu, daß die Riefer bei den Tieren vorgeschoben und ihre Hälften einander stark genähert wurden; dadurch wurde der Raum eingeengt und die Beweglichkeit der Zunge beschränkt. Beim Menschen dagegen blieb die weite Krümmung der Riefer als ein ursprünglicher Zustand bestehen. Außer der Bildung der Mundhöhle steht aber bei den Säugetieren auch noch die geringe Gehirnentwicklung einer weiteren Ausgestaltung der Lautgebung entgegen. Die Lautsprache ist beim Menschen, ebenso wie bei den Tieren, zunächst Lust- und Unlustäußerungen entsprungen. Aber daß es zu einer artikulierten Sprache kam, verdankt er seiner reicheren Gehirnentwicklung. Die Anregungen, aus denen die einzelnen Laute und später die Worte entstanden, müssen recht verschiedener Art gewesen sein; doch mag wohl die Nachahmung von Geräuschen der Umwelt in großem Umfang bei der Ausbildung der Sprache mitgewirkt haben.

Banknotenfunkel und -fälschung. Die vielen neuen Banknoten, Briefmarken, Siegel und Insignien, mit denen wir jetzt beschenkt werden, zeigen eine ganz andere Form der Künstlergraphik, als wir bisher gewohnt waren. Da der Mensch nun einmal ein Gewohnheitstier ist und zunächst alles Neue ablehnt, so haben die Zeichnungen auf unseren neuen Banknoten und Briefmarken, die verschiedenen Reichsadlerentwürfe usw. eine scharfe Kritik über sich ergehen lassen müssen. Aber zweifellos wird man allmählich die erzieherische Wirkung und den ästhetischen Wert dieser von echten Künstlern geschaffenen Graphik erkennen, und wie man sich in die schweren, aber wichtigen Formen des Reichsadlers von Schmidt-Rottluff hineinsehen wird, so mag man wohl aus den schlicht, aber schwungvoll geschriebenen Zahlen Willi Geigers auf den neuen Reichsbriefmarken unwillkürlich die Anregung empfangen, die Adresse ebenso klar und schlanke zu schreiben, wie es diese Zahlen sind.

Aber nicht nur eine unauffällige künstlerische Schulung des Auges wird durch diese amtliche Graphik erreicht, sondern sie begreift auch den Versuch der Fälschung durch ihre ganze Technik und Anordnung. Der Reichskunstwart Dr. Edwin Redstob, dem wir diese Neuerungen verdanken, macht darüber im „Plakat“ interessante Mitteilungen. „Nicht derjenige,“ schreibt er, „beweist sein Sachverständnis, der über die ästhetische Gestaltung einer Banknote tief sinnige Betrachtungen anzustellen weiß, dabei aber gar nicht merkt, ob er ein echtes Stück oder eine Fälschung vor Augen hat, sondern derjenige, der am schnellsten und sichersten auf eine Fälschung zu reagieren weiß. Es kommt beispielsweise darauf an, Wertpapieren durch Zeichnung, Musterung, Maserung oder Faserstreifen Merkmale der Echtheit zu geben und diese so zu bringen, daß das Auge unbewußt die Prüfung vornimmt. So zeigt die Rückseite des von Habant entworfenen 100-Mark-Scheins — desjenigen mit dem Bamberger Reiterkopf — in der Mitte eine Einbuchtung des Randes und im Innern eine Öffnung. Dieses Freilegen des weißen Papiers hat den Grund, auf die Prüfung des Faserstreifens zu führen. Beim alten blauen 100-Mark-Schein war er links angebracht, so daß die Noten ausfahlen, aus wären sie in Rotwein getunkt. Jetzt soll die Faser nicht nachträglich als Verschönerung angebracht werden, sie ist als wesentlicher Teil des Scheins bereits im Entwurf vorgesehen. Ähnlich verhält es sich mit der Tafache, daß auf den neuen 100-Mark-Scheinen der Kopf des Bamberger Reiters doppelt erscheint. Mit dieser doppelten Anbringung eines Motivs ist ein Sicherheitsmerkmal gefunden, das für künstliche Lösungen wichtig ist. Die gegenwärtige Stellung des gleichen Bildmotivs ist auf maschinelle Weise erreicht. Dem Fälscher müssen beim Nachsehen der Banknote jedesmal keine Abweichungen unterlaufen. Eine Fälschung würde sich also durch die unvermeidliche Verschiedenheit der Köpfe von selbst verraten, ohne eine Vergleichung mit dem echten Schein nötig zu machen. Wer einem solchen Schein gegenüber auf eine Fälschung hereinfällt, muß sich sagen, daß er sein Auge nicht genügend geschult hat, um kleine Unzulänglichkeiten sofort zu empfinden.“ Der ästhetische Sinn wird also hier mit dem praktischen Nutzen verknüpft.

Drachlose Telegraphie der Inkas. Die hohe Kultur, die das alte Inkavolk erreicht hatte, ist uns in den neuesten Dichtungen von Gerhart Hauptmann und Eduard Stucken lebensvoll geschildert worden. Die „modernen“ aber bereits die Inkas waren, das zeigt die Tafache, daß sie auch schon eine drachlose Telegraphie hatten. Darauf weist der dänische Freskmalender Kornerup im neuesten Heft der „Deutschen Rundschau“ hin.

„Die Inkas hatten den drachlosen Telegraphen,“ schreibt er. „Ein paar Tonnen, gewöhnliche ausgehöhlte Baumstämme mit Öffnungen wie Stundenlöhler, waren ihre Apparate; noch heute hat man unten in Lima im Museum gute Exemplare. Die eine Tonne dient zur Abführung der Telegramme, die andere fängt sie auf. Man schlägt auf die Tonnen und bringt Schallwellen hervor. Ein paar Schläge mit kurzen Hölzern auf die hohle Tonne rufen einzig dastehende Vibrationen hervor, so daß es kein Wunder ist, daß man sie in der Ferne im Aufnahmegerät hören kann. Nun ist die Tonne außerdem nach vielleicht jahrhundertelanger Erfahrung konstruiert, jede Generation hat wohl das Ihre dazu gegeben, das Holz ist fest und doch von gleicher Elastizität wie Weidenholz; es ist auf irgendeine Art erwärmt oder getrocknet. Länge und Breite der Tonne sowie ihre Kurven sind ihrem Zweck genau angepaßt; heutzutage kann kein Mensch Mehrfaches machen. Besonders aber sind die Stundenlöhleröffnungen, die mit einer anderen fingerbreiten Öffnung verbunden sind, genau berechnet.“

Telegramme gingen von Cuzco bis nach Chile und hinauf nach Quito ebenso schnell wie Telegramme heutzutage, die erst aufgegeben und ausgeliefert werden müssen und der Reihe nach expediert werden. Briefe gingen mit Eisböten bei den Inkas rascher als heutzutage mit der Eisenbahn. Die Knotenbriefe wurden in einen hohlen Stod gesteckt und mit laufenden Boten abgefaßt, von Hand zu Hand, für jeden Kilometer ein neuer Mann, der eilig den Stod ergriff und damit zum nächsten weiterlief, der schon wartend bereitstand. Sie liefen auf den alten Inkawegen, die noch heute vorhanden sind, über Bergpfade, durch Täler und über fähne Brücken. Und der König in Cuzco aß jeden Tag frischen Fisch aus dem Meere, der auf dieselbe Art über die Berge gebracht wurde. Heute dauert es mit dem Express zwei Tage, da der Zug in Quilaca Aufschalt hat, während die Kaiser damals Richtwege einschlugen.“

Das Papierdorf. Eine Ansiedlung, deren Bewohner sich ausschließlich mit der Herstellung von Papier beschäftigen und die daher von den Europäern das „Papierdorf“ genannt wird, befindet sich in dem französischen Protektorat Tonking, eine Fahrstunde von der Hauptstadt Hanoi entfernt.

Von dem Leben und Treiben in diesem Papierdorf erzählt J. C. Martin in „Meber Land und Meer“. Die Mutter Natur bietet die zur Papierbereitung notwendige Zellulose den Bewohnern des Papierdorfes in der leichtesten und bequemsten Weise dar. Die Waldungen bestehen nämlich zum größten Teil aus sogenannten Papiermaulbeerbäumen und Strohkäutern, deren Rinde den nötigen Zellstoff liefert. Raum betritt man das Papierdorf, so fällt einem auch schon die eigenartige Tätigkeit auf, der sich Männer, Frauen und Kinder mit Eifer hingeben: Links und rechts von der beschatteten Dorfstraße sieht man mit Wasser angefüllte Erdgruben, in denen die Rinden aufgeweicht werden, worauf sie kleine Mädchen und Knaben in nassem Zustande mit ihren zarten Fingern ablösen. Gleich daneben stehen hohe Lehmöfen, in denen die gelösten Stücke zum Abtrocknen gebracht werden. Vorn am Wege hantieren unter offenen Hallen Frauen vor Trögen, in denen die weißlich-araue Masse als Zellulose schwimmt. Die Frauen schöpfen sie zunächst in Kästen von 50 Zentimeter Länge und 25 Zentimeter Breite und nehmen dann mit sehr feinen, gerahmten, biegsamen Bambusmatten einen Teil davon auf, den sie so lange ununterbrochen schütteln, bis das überschüssige Wasser abgestoßen ist. Auf diese Weise bildet sich eine dünne gleichmäßige Lage, die vorsichtig abgehoben und seitwärts auf eine Steinplatte ausgebreitet wird. Haben die Stöße eine Höhe von etwa 20 Zentimeter, so wird der Rest der Flüssigkeit auf die primitivste Weise herausgepreßt, indem man Steinplatten mit Hebeln und Stricken verwendet. Nun kommen Lagen von etwa 10 Stück auf heisse, mit Reisstroh geheizte Kalkwände, auf denen nach kurzer Zeit die völlige Austrocknung erfolgt ist, und dann werden die einzelnen Blätter voneinander abgezogen, was ohne Schwierigkeiten vor sich geht.

Durch wiederholtes Kochen der Masse lassen sich drei verschiedene Qualitäten Papier herstellen: Das letzte Aufbrühen gibt die geringste Sorte her. Dieses Büttenpapier eignet sich nur zum Packen, und man findet es in jedem Laden in Hanoi und an der Küste. Wohl nirgends sonst wird nach Papier auf eine so primitive Weise, die an die Zeiten der Anfänge der Papierfabrikation erinnert, hergestellt.

Sieh doch, mein Sohn, wie weise die Vorsehung alles gemacht hat. Der Vogel legt seine Eier ins Nest. Die Jungen werden austricken gegen die Zeit, da es Wärmer und Fliegen gibt, sie zu nähren. Dann sitzen sie ein Loblied zu Ehren des Schöpfers, der seine Geschöpfe überhäuft mit Wohlthaten. . . — Singen die Wärmer mit, Papa? Multatuli.